

GASTKOMMENTAR

Was Putin dem Westen aufzeigt

► CHRISTIAN CEBULJ über das Christentum und die westlichen Werte

Am Anfang war ein Glaube: der Glaube an den einen Gott. Mit diesem Satz beginnt der bekannte Historiker Heinrich August Winkler seine vierbändige «Geschichte des Westens». Er fährt fort: «Zur Entstehung des Westens war zwar mehr erforderlich als der Monotheismus, aber ohne ihn ist der Westen nicht zu erklären.» Damit erinnert Winkler an die heute gerne vergessene historische Tatsache, dass die modernen Ideen von Menschenwürde und Menschenrechten in der jüdisch-christlichen monotheistischen Vorstellung vom Menschen als Ebenbild Gottes wurzeln. Die religiöse Vorform unserer heutigen juristischen Maxime «Vor dem Gesetz sind alle gleich» lautete einmal «Vor Gott sind alle Menschen gleich».

Aber was macht den Westen und seine Werte eigentlich aus? Der Westen ist nicht, wie man heute wieder meinen könnte, ein Produkt des Kalten Krieges. Vielmehr war der Westen über viele Jahrhunderte das christliche, lateinische Europa, das Europa der Westkirche mit seinem geistlichen Zentrum in Rom. Im Unterschied zum Europa der Ostkirche mit seinem orthodoxen Zentrum in Byzanz. In diesem lateinischen Westen kam es im 12. Jahrhundert mit dem Investiturstreit zu einer Teilung der geistlichen und weltlichen Gewalt. Sie erwies sich als Keimzelle aller weiteren Gewaltenteilungen wie der Magna Charta von 1215 in England, der amerikanischen Bill of Rights von 1776 und der Erklärung der Bürgerrechte in der französischen Revolution von 1789. Das waren die Gründungsdaten des modernen Westens und seiner Demokratien. Wir leben heute längst in einer religionspluralen Gesellschaft. Doch lohnt es sich, angesichts des russischen Kriegs in der Ukraine wieder einmal darüber nachzudenken, dass das Christentum in den Werten der westlichen Demokratien fortlebt, die durch diesen Krieg gerade mit Füßen getreten werden.

Eines hat Wladimir Putin mit seinem Angriffskrieg, der nun schon über ein Jahr dauert, erreicht: Seit Langem ist nicht mehr so viel über den Westen und seine Werte gesprochen und geschrieben worden wie im zurückliegenden Jahr seit Kriegsbeginn. Putin hat die einseitige Aufkündigung der europäischen Friedensordnung betrieben, die im November 1990, ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer, von allen OSZE-Mitgliedsstaaten in der Charta von Paris formuliert worden war. Heute führt Putin dem Westen, also den europäischen und nordamerikanischen Demokratien, eindringlich vor Augen, wie wichtig ihr Zusammenhalt eigentlich ist.

Sicher hätte der Westen viel früher wachsam sein müssen. Seit vielen Jahren hat Putin, der sich zuweilen als Hobbyhistoriker betätigt, in seinem Essay «On the Historical Unity of Russians and Ukrainians» (12. Juli 2021) der Ukraine das Existenzrecht abgesprochen und einen russischen Hegemonieanspruch deklariert. Heute sehen wir im Rückblick, dass es fahrlässig war, das zu ignorieren.

Dennoch vertritt Heinrich August Winkler die interessante These, dass der Westen heute, anders als in der Zeit des Kalten Krieges, ohne einen wirklichen Widersacher dasteht, der ihn theoretisch herausfordert. Das gilt ebenso für die Volksrepublik China wie für das Russland Putins. Aus Homophobie, Antifeminismus und orthodoxem Klerikalismus ergibt sich noch keine intellektuell schlüssige Infragestellung der westlichen Werte, so schreibt Winkler treffend. Während seit 1989 im Westen viele zu glauben begannen, unsere viel beschworenen westlichen Werte in Gestalt demokratischer Errungenschaften würden sich von selbst verstehen, zeigt Putin jetzt, dass sie das eben nicht tun. 33 Jahre nach der Charta von Paris muss Russland auf den Boden dieser Selbstverpflichtung zurückkehren. Nur dann kann der Friede in Europa wieder hergestellt werden. Das wäre zwar noch nicht der «Friede auf Erden» wie in der biblischen Weihnachtsgeschichte, aber schon einmal ein grosser Schritt in diese Richtung.

CHRISTIAN CEBULJ ist Rektor der Theologischen Hochschule Chur und Professor für Religionspädagogik und Katechetik.

CHRISTIAN CEBULJ ist Rektor der Theologischen Hochschule Chur und Professor für Religionspädagogik und Katechetik.



Klare Ordnungsprinzipien in Tschierschen führen zu einem harmonischen Ortsbild. (FOTO FHGR)

BAUKULTUR Mirco Blöchliger über Struktur, Hierarchie und Ordnung beim Bauen

Bauplanung in der Anarchie

Vieles in unserer Gesellschaft ist hierarchisch aufgebaut. Sei es in funktionalen Dingen wie dem Strassennetz, in dem zwischen Autobahn, Hauptstrassen und Nebenstrassen unterschieden wird. Sei es bei grafischen Dingen, wie zum Beispiel der Übersicht von Netflix, in der die Vorschaubilder das ganze Fernseh-Display einnehmen, die Titel grossgeschrieben sind und Funktionen wie der «Like-Button» kleiner ausfallen. Auch in gesellschaftlichen Dingen, in Staatssystemen oder bei Geschäftsstrukturen gibt es eine Hierarchie von Verantwortungs- und Entscheidungsstufen. Dieses Geflecht von Hierarchien innerhalb von klaren Strukturen dient dazu, uns zu orientieren und uns zurechtzufinden. So sind auch die traditionellen Strukturen unserer Dörfer und Städte nach bestimmten Regeln aufgebaut. Sondernbauten wie Kirchen, Rathäuser, Bahnhöfe oder Schulen heben sich von der Regelbauweise, den «banalen» Wohnhäusern, ab.

Und nicht anders als überall in der Gesellschaft werden diese Hierarchien laufend in Frage gestellt. Manche Bauwerber im Dorf wollen nicht einsehen, wieso ihr Mehrfamilienhaus auch in heutiger Zeit noch immer nicht die Kirche überragen sollte. Die Redewendung «damit die Kirche im Dorf bleibt» deckt das Paradoxon auf.

In Zeiten des erklärten Individualismus und der fortschreitenden Vernetzung wird Wissen ausgetauscht, die Ferieneindrücke in der Toskana werden nach Hause getragen und Formensprachen vermischt. Dass dies einen signifikanten Einfluss auf unsere Siedlungsräume hat, zeigt sich deutlich. Das

Geflecht von Hierarchien und Ordnungsprinzipien verwässert sich zunehmend und ein Sammelsurium von Andersartigkeiten wächst heran. Diese kritische Beobachtung illustriert die ausserordentliche thematische Vielschichtigkeit und Komplexität architektonischer und ortsbaulicher Fragestellungen, die Planungen und Bauvorhaben zu bewältigen haben. Sie sind aber gar nicht so neu.

Der römische Architekt, Ingenieur und Architekturtheoretiker Marcus Vitruvius Pollio («Vitruv») schreibt bereits zirka im Jahr 30 vor Christus in seinen «Zehn Büchern über Architektur» im Kapitel über die Ausbildung der Architekten, dass «die Grundzüge in allen Wissenschaften gleich sind und alle Wissenschaftsgebiete miteinander in Verbindung stehen». Er plä-



« Die Umgebung sollte als künstlerischer Kontext betrachtet werden, in den es einen weiteren Ortsbaustein einzufügen gilt. »

diert für die Gleichwertigkeit von «fabrica» (Handwerk) und «ratiocinatio» (geistiger Arbeit) und schreibt: «Deshalb muss der, der sich als Architekt ausgeben will, in beidem geübt sein. (...) Und er muss im schriftlichen Ausdruck gewandt sein, des Zeichenstiftes kundig, in der Geometrie ausgebildet sein, mancherlei geschichtliche Ereignisse kennen, fleissig Philosophen gehört haben, etwas von Musik verstehen, nicht unbewandert in der Heilkunde sein, juristische Entscheidungen kennen, Kenntnisse in der Sternkunde und vom gesetzmässigen Ablauf der Himmelserscheinungen besitzen.» Wenn man die heutigen Bemühungen um die Anordnung und Ausrichtung von Fotovoltaikanlagen, um Bau- und Biologie, Bauakustik oder Rechtsverfahren vor Augen hat, hat sich in den letzten 2000 Jahren offensichtlich nicht viel verändert. Ebenso ist Vitruvs Feststellung, dass alle Wissensgebiete miteinander in Verbindung stehen, mit den heutigen Forderungen nach Vernetzung und Interdisziplinarität aktueller denn je.

Und trotzdem: Angesichts des oben erwähnten und nicht wegzudiskutierenden baulichen Sammelsuriums und globalen Einerleis in vielen Ortsbildern zweifelt man entweder an dem von Vitruv beschworenen Berufsstolz oder aber am System. Die Frage nach den Ursachen und der Ruf nach allfälligen Verbesserungsstrategien ist berechtigt. Der Verlust von Ordnungsprinzipien dürfte bei dieser Suche eine wesentliche Rolle spielen: Ein Gebäude wird nach gestalterischen Kriterien entworfen. Die Fensteranordnung und -proportionierung folgt einem gewissen Raster oder einer Regel, die Fassadengestaltung basiert auf einem definierten Rhythmus und die Zimmereinteilung erzeugt funktionale Beziehungen zwischen den Räumen. Es gibt ein System, wie

das Gebäude funktioniert und gestaltet ist. Von Hierarchie lässt sich sprechen, wenn Grundrisse, Bauteile und/oder Fassadenstrukturen durch Unterschiede in ihrer Form, Anordnung und Wertigkeit in Bezug auf den baulichen Gesamtzusammenhang in eine Rangordnung oder -folge gebracht werden. Einige Bauelemente dominieren andere und es entsteht ein System von Ordnungsprinzipien.

Damit nun diese individuellen Häuser auch auf Ebene Gemeinde ein übergeordnetes System erzeugen, müssten Planende sich ihrer Verantwortung bezüglich des öffentlichen Raums bewusst werden und über die Parzellengrenze hinaus gewisse übergeordnete, ortstypische Gestaltungsmerkmale in ihren Gebäuden aufnehmen, wie beispielsweise die Proportion und Grösse der Gebäudevolumen, Dachformen oder Prinzipien der Fassadengestaltung und -materialisierung. Die Umgebung sollte dabei als künstlerischer Kontext betrachtet werden, in den es einen weiteren Ortsbaustein einzufügen gilt. Leider gibt es niemanden, der sich um diese übergeordnete Gestaltung eines Ortes kümmert. Es gibt auch keine definierten, hierarchisch höher gestellten Gestaltungsprinzipien, an die sich Planende halten müssen. In den Neubaugebieten sind es individuelle Solitaire in verschiedenen architektonischen Sprachen, die schon gar nicht erst versuchen, einen öffentlichen Raum zu gestalten. Wäre vielleicht ein neues Berufsbild der «Ortsbild-Kümmerin» oder des «Ortsbild-Kümmers» ein Lösungsansatz?

MIRCO BLÖCHLINGER ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Bauen im alpinen Raum. Einmal im Monat beleuchtet die Fachhochschule Graubünden an dieser Stelle Aspekte rund um das Thema Baukultur.